

Bin ich schön?

von Prof. em. Dr. med. Jürgen Freiherr von Troschke

Wer hat sich diese Frage noch nicht gestellt? Wer hat noch nie sein Spiegelbild selbstkritisch betrachtet und sich verglichen mit den Vorbildern, die uns in den öffentlichen Medien als »schön« verkauft werden?

Konfrontiert mit der für sie frustrierenden Antwort auf die immer wieder neu gestellte Frage »Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?«, konnte die Königin im Märchen von Schneewittchen nur böse werden und diejenige zu vernichten trachten, die ihr dieses Privileg weggenommen hatte. Ein Märchen, gewiss, aber nie war die Bedeutung des Erscheinungsbildes für so viele Menschen so wichtig wie in unserer Zeit.

Doch – was ist schön? Was sind die Kriterien, nach denen man beurteilen kann, ob etwas oder jemand schön ist oder nicht? Gibt es überhaupt allgemeingültige Standards oder ist alles relativ und abhängig von den jeweiligen Gruppennormen oder persönlichen Vorlieben?

Das Maß aller Dinge

In früheren Zeiten wurden Schönheitsnormen von den Eliten der jeweiligen Oberschicht entwickelt, von den Sozialisationsagenturen der Kirchen und des Staates verbreitet und so von der Bevölkerung verinnerlicht. Schönheit war ein Privileg der Reichen und Mächtigen oder derjenigen, die von diesen auserwählt und damit in ihre Kreise integriert wurden.

In der Kunstgeschichte hat man immer wieder versucht, mit wissenschaftlichen Methoden Schönheit messbar und damit herstellbar zu machen.

Grundlegend dafür ist der im klassischen Griechenland entwickelte, von Euklid um 300 v. Chr. beschriebene »Goldene Schnitt« oder die »Göttliche Teilung« (proportio divina), die das Verhältnis zwischen einer größeren und einer kleineren Strecke mit der so genannten »Goldenen Zahl« (Phi = 1,6180) angibt.

Der Grieche Marcus Vitruvius Pollio hat dieses Prinzip zur Bestimmung der Idealproportionen des menschlichen Körpers (homo bene figuratus) angewandt; was dann von Leonardo da Vinci 1.500 Jahre später mit seiner berühmt gewordenen Zeichnung wieder aufgegriffen und bis in unsere Zeit transportiert wurde.

Dabei scheint es sich um ein anthropologisches Maß zu handeln, das zu allen Zeiten und in allen Kulturen seine Geltung hat. Dementsprechend hat der französische Architekt und Maler Le Corbusier 1945 einen so genannten »Modulator« kreiert, der die Durchschnittsmaße von Menschen mit dem Goldenen Schnitt verbindet.

Gibt es noch andere Standards, die zur Vermessung dessen, was wir als schön bewerten, genutzt werden können?

Sehgewohnheiten hinterfragen

Mit derartigen Fragen befasst sich eine Sonderausstellung im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden, um mit Mitteln der modernen Museumspädagogik Antworten auf die Frage »Was ist schön?« zu vermitteln. Dabei erhält der Besucher viele Anregungen, sich mit seinen persönlichen Vorstellungen von Schönheit auseinanderzusetzen.

So hat mich ein Spiegelkabinett beeindruckt, in dem eine Kamera in kurzen Filmsequenzen die Bewegungen

des Besuchers aufzeichnet und zeitlich verzögert auf einem Monitor sichtbar macht. In einer anderen Installation kann man seine Gesichtsproportionen auf ein statistisch ermitteltes Idealmaß projizieren, um zu prüfen, inwieweit es diesem entspricht.

Zwei Filme zeigen die Manipulationsmöglichkeiten der Visagisten und der Computeranimation. Mit einem Zeitraffer wird gezeigt, wie das durchschnittliche Gesicht einer jungen Frau erst kosmetisch und dann mit einem Photoshop-Programm so »verschönert« werden kann, dass ein Bild entsteht, wie wir es von den Coverfotos der Modezeitschriften kennen (Video »Evolution« der Kosmetik-Firma Dove/Unilever). Gleich daneben wird ein Film präsentiert, in dem – unter Anwendung der gleichen Technik – ein hinreichend attraktiver junger Mann künstlich gealtert und durch zu viel Alkohol und ungesunde Lebensführung immer hässlicher wird (»Slob-Evolution«). So vermittelt sich der Eindruck der Machbarkeit. Der moderne Mensch hat u.a. durch die Nutzung von Kleidung und Schönheitsoperationen, Bodybuilding, Frisuren und Tattoos die Möglichkeit, sich selbst zu gestalten.

Filme über Aktionen von Performer-künstlern wie ORLAN (geb. 1947) oder Ulrike Rosenbach (geb. 1943) karikieren dieses Phänomen. Auf der anderen Seite gibt es inzwischen Bürgerbewegungen (wie die »Anti-Look-Initiative«), die der Bewertung von Menschen nach deren Erscheinungsbild den Kampf angesagt haben (www.lookism.info).

Die Kulturabhängigkeit von Körperidealen demonstriert Ina Findeisen (geb. 1980) mit einem Animationsfilm, der die Veränderungen von als schön empfundenen Relationen des Taillen-

und Hüftumfanges (THV) – der als Maßeinheit für die Attraktivität von Frauen gilt – im Verlauf der Geschichte darstellt.

Im alltäglichen Leben sind dagegen weniger statische Bilder, als vielmehr Bewegungsabläufe, für das Erleben von Schönheit relevant. Das demonstriert eine Computeranimation mit dem Titel »Suzanne walking forwards« von Julian Opie (geb.1958), die die Stilisierung einer schreitenden Frau zeigt, deren hüftenschwingender Bewegungsablauf nicht nur auf Männer erotisierend wirkt.

»Innere Schönheit«

Aber es werden auch viele Beispiele vorgeführt, die deutlich machen, dass Schönheit mehr ist als nur das äußere Erscheinungsbild, sondern sich gleichermaßen in einer Lebenshaltung, im Klang einer Sprache, der Literatur oder in der Musik finden lässt.

In einem schwarz ausgekleideten Ruheraum kann sich der Ausstellungsbesucher niederlassen und in Kopfhörern Texte und Musikstücke anhören, die offenkundig »schön« sind oder als schön erlebt werden können.

Der letzte Ausstellungsraum ist ganz in Weiß gehalten und durch hohe rechteckige Säulen gegliedert, in denen sich Bildschirme verbergen, auf denen man sich zehn kurze Videofilme von Gabriele Nagel (geb. 1970) ansehen kann. Diese zeigen Menschen in Berlin, die in unterschiedlicher Art und Weise das beschreiben, was für sie schön ist: Ein Geigenbauer schwärmt von seiner Arbeit mit wertvollen Hölzern. Ein junges Paar genießt die öffentliche Beachtung seiner selbst angefertigten Verkleidungen. Ein Künstler nutzt die Häuserwände seiner Stadt als Galerie, um seine Bilder einer möglichst großen Öffentlichkeit zu zeigen.

Zwischen Norm und Freiheit

Die Vorstellungen von Schönheit sind in unserer Gesellschaft einerseits das Ergebnis von Sozialisationsprozessen, andererseits aber auch das Ergebnis von persönlichen Entscheidungen. Der



Exactitudes; 92. Pin-ups – London 2008

moderne Mensch ist relativ frei in der Auswahl seiner Bezugsgruppen, damit aber auch abhängig von deren Schönheitsnormen.

Die Konzeptkünstler Ari Versluis (geb.1961) und Elli Uyttenbroek (geb. 1965) haben in einem Projekt mit dem Titel »Exactitudes« überall in der Welt Menschen mit ähnlicher Bekleidung fotografiert – verbunden mit der Bitte, eine bestimmte Pose einzunehmen. Zwölf dieser Bilder wurden dann in Serien zusammengestellt. Damit wird die Spannung zwischen Individualisierung und Typisierung evident. Mode verbindet und grenzt von den anderen ab. Wobei man sich selbst und diejenigen, die der gleichen Mode folgen, als schön erlebt.

Während bis ins 20. Jahrhundert hinein die Kunstwissenschaft noch davon ausging, dass Schönheit in einem System ästhetischer Kategorien definierbar sein müsste, ist heutzutage die Meinung vorherrschend, dass ihre Beurteilung relativ und vom Standpunkt des Betrachters abhängig ist. Zu diesem Ergebnis war auch schon Umberto Eco in seiner Monographie über »Die Geschichte der Schönheit« gekommen. Die Ausstellung in Dresden hat sich deshalb zur Aufgabe gestellt »eine kritische Bestandsaufnahme des heutigen Schönheitsdiskurses« zu präsentieren. Das ist in überzeugender Weise gelungen.)

Sonderausstellung »Was ist schön?« im Deutschen Hygiene-Museum, Dresden, bis zum 2. Januar 2011